

Teppichklopfer statt Staubsauger

Frühlingsputzete im alten Basel: Schrubben bis zum Umfallen, tyrannische Hausherren und heilige Regeln

Von Karin Rey

Basel. Auch heute noch packt uns im Frühling die Lust, Haus oder Wohnung gründlich durchzulüften und zumindest die Fenster blitzblank zu putzen. Aber das meiste machen wir immer mal zwischendurch. Eine grosse Hilfe ist dabei natürlich der Staubsauger, der zwar bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfunden, aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg erschwänglich wurde und Einzug in die Haushaltungen hielt.

In früheren Zeiten, als in den langen, dunklen Wintern das Haus durch Kerzen und Petroleumlampen beleuchtet wurde und täglich ein Feuer im Kamin oder Holzofen prasselte, entstand viel Russ, der sich überall absetzte. Dazu kamen die Fumoirs der Herren, die rege genutzt wurden. Dunkle Parkette, Sandsteinböden und Möbel sowie das gedämpfte Licht machten den Schmutz jedoch weniger sichtbar. Dennoch schien man grossen Wert auf wöchentliches Putzen gelegt zu haben. Und es ist gut nachvollziehbar, dass mit dem hellen Sonnenlicht im Frühjahr noch vermehrt als heute das Bedürfnis nach einer gründlichen Hausputzete aufkam.

In einem grösseren, vornehmen Haushalt konnte die Frühjahrsputzete, trotz zahlreichen Diensthöfen, oft bis zu einer Woche dauern. Einen guten Eindruck, welcher Arbeitsumfang damals auf eine Hausfrau und ihre Angestellten zukommen konnte, vermittelt ein Rundgang durch das Haus zum Kirschgarten, eines der grössten Palais in Basel. Neben den vielen offiziellen Räumen gab es die Treppenaufgänge sowie Hintertreppen für die Hausangestellten, Vorhallen, mehrere Kammern, unzählige Winkel und natürlich Estrich und Keller.

Nicht auszudenken auch, wie viele Schränke und Kommoden, welche Unzahl an Schubladen gelüftet und herausgeputzt werden mussten. Dann die zahllosen Bilderrahmen, die an den Wänden hingen, dazu die Wandverkleidungen mit ihren Profilen. Um diese zu putzen, wickelte man einen «Lumpen» um den «Flumer» und wischte so die Russrückstände und den Staub ab. Weiter gab es Nippes, der abgestaubt, Kachelöfen, die blank geputzt, sowie das Silberzeug, das poliert werden musste. Dabei hatte man noch lange das Wasser an den öffentlichen oder dem eigenen Brunnen zu holen. Bis 1899, als die ersten Warmwassererzeuger mit Gasheizung auf den Markt kamen, wurde das Putzwasser auf dem Herd erhitzt.

«Esel»- und «Kueh»-Tiraden

Offenbar kam bei dieser Putzerei auch manchmal eine gereizte Stimmung auf. So wissen wir von einer Frau Oberst, die wohl allgemein einen eher barschen Umgangston gewohnt war, und ihre Diensthöfen regelmässig mit «Esel» und «Kueh» betitelte, bis eine Diensthöfin ihr einmal mutig mitteilte, von nun an koste jede Kuh und jeder Esel einen Fünfliber. Diese Drohung zeigte Wirkung.

Aber die Dame verstand es, ihre Diensthöfen auf noch andere Weise zu schikanieren. Auf ihren Sommersitzen pflegte sie an heissen Tagen in einem Zimmer jede Menge Wasser auf den Boden zu schütten und zur Abkühlung mit blossen Füssen darin herumzuwaten.

Zusätzliche Arbeit bei der «Frühjahrsputzete» bedeutete die Tatsache, dass man damals kaum etwas weggeben mochte. Da die Häuser meist über mehrere Generationen in derselben Familie blieben, sammelten sich Unmengen von Material an. Da wurden in einer Kammer die Spielsachen von Eltern und Grosseletern gestapelt. In Kisten, Koffern und Schränken bewahrte man vollkommen aus der Mode gekommene Herrenkleidung, Hüte, Schuhe und Uniformen auf. Während der Frühjahrsputzete wurden sie alle im Hof an Leinen aufgehängt, durchgelüftet und dann wieder gegen die Motten, damals Schaben genannt, eingekampft oder sogar mit Naphthalin, einem aromatischen Kohlenwasserstoff, der nach Mottenpulver und Teer roch, behandelt.



Geschrubbt wurde mit Sand, Soda und Seife. Noch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts galt es, das Wasser an den öffentlichen Brunnen – wie hier am Rebhausbrunnen in der Riehentorstrasse – zu holen. Foto Jakob Koch/Staatsarchiv Basel-Stadt, NEG 6490

Heute gilt Naphthalin als gesundheitsschädigend und umweltgefährlich.

Gelegentlich wurden ausgediente Fräcke der Orchestergesellschaft geschenkt. Auch von Anzügen und Gehrocken trennte man sich hin und wieder, bewahrte hingegen Dutzende in ein Tuch eingeschlagene, weisse Piquéwesten auf, obwohl niemand sie mehr tragen wollte.

Ernst Jenny beschreibt, wie in riesigen Schränken, «me kennt drin logiere», ganze Stösse ungebrauchtes «Weisszeug, altes Erbgut, Damastjungen, Tschopen, Leibchen, Schnallenschuhe, Degen und Zopf von Vorfahren» aufbewahrt wurden. Da man sich in Basler Kreisen bewusst bescheiden gab, darben auch im Ausland wagemutig erworbene, besonders elegante Anzüge oder Mäntel ein trauriges Dasein im dunklen Schrank. Ferner wurden in sogenannten Scharadekisten «Maskenkostüme» für die Faschnachtsbälle aufbewahrt.

Auffallende und elegante Kleider aus vergangenen Tagen behielt man zum Aufführen von «Stiggli» und Schnitzelbänken. Übrigens verwundert es nicht, dass die Schränke manchmal exorbitante Ausmasse hatten, denkt man an die Damenkleider mit Krinolinen und Unterröcken, die lange Zeit in Mode waren.

Freitag war Putztag

Dieses Auslüften aller Schränke und deren Inhalt war typischer Bestandteil der Frühjahrsputzete. Zusätzlich wurde aber auch jede Woche einmal gründlich geputzt. Bis mindestens in die 1940er-Jahre hinein geschah das immer am Samstag, da die Hausherren auch dann arbeiteten und das Haus so für den Sonntag und etwaige Gäste schön her-

gerichtet war. Nachdem die Geschäfte dann anfangen, am Samstag zu schliessen, wurde meist am Freitag geputzt. Neben den eigenen Diensthöfen kam noch eine auswärtige Hilfe hinzu, oft die Wäscherin, die nun als Putzfrau wirkte.

Da waren zum Beispiel das Messing oder Kupfer zu polieren, so die Türlein an den grossen Kachelöfen, die Türfallen und Beschläge, die Türschilder, Türglocken. Die Knöpfe der Gehstöcke wurden gleich mitpoliert. «S Gäl putze» war eine regelmässige Samstagsarbeit. Dazu verwendete man meist fein gepulvertes Ziegelmehl, bevor Putzpulver in

Messing polieren gehörte zur regelmässigen Samstagsarbeit. Es hiess «s Gäl putze».

Gebrauch kam. Rostflecken weichte man mit Öl ein und polierte sie nachher mit dem Ziegelmehl weg. Ziegelmehl war übrigens im 19. Jahrhundert, neben Marmorpulver, Magnesiumcarbonat, pulverisierten Eier-, Sepia- oder Austernschalen, Holzkohlenpulver und Ähnlichem, auch in Zahnputzpulver enthalten. Natürlich fügte man noch Geschmacksverbesserer wie Pfefferminzöl, Menthol, Honig, Zucker oder Veilchenöl bei.

Ebenfalls einmal pro Woche musste die Stubenmagd das Silber polieren. Dazu verwendete man Kreide. Fenster putzte man mit Hirschleder. Dabei sei daran erinnert, dass diesen Fenstern immer Sprossen aufgesetzt waren, um die herum geputzt werden musste. Zudem gab es im Winter die Doppelfenster, die man im Frühjahr wieder abmon-

tierte und auf den Estrich oder in den Keller trug. Hierfür engagierte man oft Diensthöfen; sicher musste auch hin und wieder der Kutscher oder Gärtner einspringen. Gegen die trotz Vorfenster eindringende Kälte empfiehlt das Basler Hausbuch von 1930 Polster, mit Sägemehl gefüllt, alte Decken oder sogar das Aufhängen von wollenen Decken.

Grobe Holzdielen sowie die Sandsteinböden, die oft Eingangs-, Treppen- und Gartenhallen zierten, wurden mit Sand gefegt. Diesen lieferten die sogenannten Sandweiblein und -männlein mit ihren zweirädrigen Wägelchen oder in Gebesen, die sie auf dem Kopf trugen. Häufig unter einem körperlichen Gebrechen leidend, war das die einzige Tätigkeit, die sie noch ausüben konnten.

Gewonnen wurde der Sand in Gruben oder an Flüssen. Zur Verstärkung der Reinigungskraft mengte man manchmal etwas Asche bei. Der letzte in Basel bekannte Sandverkäufer, Guschi Meier, «dr Sandguschi» genannt, verschwand Anfang der 1930er-Jahre.

Boden mit Ochsenblut bestrichen

Damit der rote Sandsteinboden seine satte Farbe behielt, wurde er einmal jährlich mit Ochsenblut bestrichen. Parkettböden behandelte man mit Wachs und Terpentin, die man vorher erwärmte. Plättliböden, wie beispielsweise in der Küche, schrubbte die Magd mit einem Gemenge aus Sand, Soda und Seife. Der Sand fegte den groben Schmutz weg, Seifenflocken und Soda lösten das Fett. Die drei Zutaten musste man kaufen und in ihrer Mischung genau aufeinander abstimmen.

Mit Glück findet man auf Flohmärkten noch diese Gestelle, in denen drei

Schüsseln mit den Aufschriften «Seife», «Soda» und «Sand» stehen. Der vermehrte Gebrauch von Seife kam erst um die Jahrhundertwende auf. Um 1920 brachte Henkel das erste fertig gemischte Scheuerpulver unter dem Namen «Ata» auf den Markt. In Basel war um 1930 auch das Putzmittel «Krisit» bekannt, 1947 kam das Ajax-Scheuerpulver auf, an welches sich einige noch erinnern mögen.

Weissnäherin im Wäschekorb

Eine grosse Mühe bereitete es, die oft sehr grossen Teppiche auf den Hof zu schleppen und auszuklopfen. Dafür engagierte man ebenfalls Diensthöfen, die einem die schwere Arbeit abnahmen. Die Tochter von Johanna von der Mühl, der Autorin des Buches «Basler Sitten», berichtet zudem, dass man die Teppiche im Winter im Hof, mit den Fasern gegen unten, auf den Schnee legte und kräftig darauf herunklopfte. So blieb der Schmutz im Schnee kleben. Danach wurden sie noch sorgfältig gebürstet. Normalerweise arbeitete man natürlich nur mit dem Besen. Den Ausdruck «unter den Teppich kehren» verdanken wir wohl erschöpften Mägden aus jener Zeit.

Schwierig wurde es, wenn dem Haushalt ein tyrannischer Hausherr vorstand, der kein Stäubchen tolerierte. So kam eine Gemahlin, wie wir aus einer Quelle erfahren, auf die Idee, die wöchentlich erscheinende Weissnäherin in einen grossen Wäschekorb zu platzieren, wo sie, auf einem Tabourettl sitzend, ihre Arbeit verrichten musste, damit sicher kein Fädelchen auf den Boden fiel und sich unter einem Möbelstück versteckte.

Entsprechend der in Basel typischen, sparsamen Lebenshaltung, pflegte man häufig, die Sessel mit Überzügen zu schonen. Auch die Vorhänge zog man bei Sonnenschein stückweise zu, damit die Polster nicht «abschossen». Einem geschenkten Sessel wurde folgender Spruch beigelegt: «Verhänge nun den Sonnenschein – ganz nach Belieben und Vergnügen – das wird den Möbeln dienlich sein – und auch den Möbelüberzügen.» Im «Basler Hausbuch» von 1930 heisst es in Bezug auf Polstermöbel: «Keine schweren, dunklen Stoffe wählen. Lichte Stoffe brauchen keine Schutzdecken (oder gar Bezüge). Man kann gefahrlos mit ihnen das tun, wozu sie bestimmt sind: sie benutzen.»

Essigdämpfe gegen Motten

Dasselbe Buch empfiehlt, Anfang Frühjahr nicht nur Kleider, sondern auch Vorhänge, Teppiche und Polstermöbel zuerst gründlich zu entstauben und dann mit Mottenmitteln aus der Drogerie zu behandeln. Die Motten in Polstermöbeln könne man am besten mit Essigdämpfen vertreiben. Dazu mache man einen Bügelstahl glühend heiss, bedecke die Möbel völlig mit Tüchern, damit die Dämpfe nicht gleich entweichen können, schiebe sie wenn möglich in einen abgeschlossenen Raum, übergiesse den glühenden Stahl mit Essig und lasse dann die Dämpfe wirken.

Des Weiteren wird in diesem Ratgeber empfohlen, die Badewannen nach jedem Gebrauch gründlich zu putzen. Für emaillierte Wannen wird Seifenwasser mit etwas Salmiak empfohlen, gestrichene Wannen solle man mit Wasser und Salz scheuern, Wannen aus Fayence mit Wasser und leichtem Sand. Zum Reinigen des Klosetts genüge das Ausbürsten mit Sand und gründliches Nachspülen. Für ganz dringende Fälle wird verdünnte Salzsäure empfohlen. Die WC-Bürste müsse übrigens immer hängen, dürfe nicht stehen.

Für das Warmwasser im Badezimmer gab es seit 1912 die sogenannten Gasbadeöfen mit Durchlauferhitzern. Charlotte Louise Staehelin-Burckhardt beschreibt in ihrem Tagebuch, dass der Umgang damit auch gelernt sein musste. Ihr Mann liess den Gashahn einmal zu lange offen, bis er das Gas entzündete. Die darauf folgende Explosion richtete nicht nur Chaos im Badezimmer an, sie schleuderte auch ihren Mann zu Boden. Er habe aber sein Bad dennoch genommen.